

Geschichte eines Künstler-Wohnhauses

Erinnerungen von Jan Dix



2011 bis 2013 wurden Haus und Garten der Familie Dix in Hemmenhofen am Bodensee denkmalgerecht instand gesetzt und im Juni 2013 als „Museum Haus Dix“ wiedereröffnet. Das Wohnhaus eines der bedeutendsten deutschen Künstler des 20. Jahrhunderts gibt Einblicke in das Leben und den Alltag der Familie. Otto Dix, dessen Kunst als „entartet“ galt, war einer der ersten Kunstprofessoren, die nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 entlassen wurden. Die Familie zog 1933 von Dresden an den Bodensee und lebte ab 1936 in dem von ihr erbauten Landhaus in Hemmenhofen. Die Instandsetzung des Hauses war aufgrund seiner wechselvollen Geschichte ein schwieriges Unterfangen. Dass dabei nicht nur der materielle Bestand untersucht werden konnte, sondern auch die Erinnerungen von Jan Dix, dem Sohn von Otto Dix, bei vielen offenen Fragen weiterhalfen, ist im denkmalpflegerischen Alltag eher ungewöhnlich. Dieses Zusammenspiel von Untersuchungen, Zeitzeugen, Quellen und Fotos möchten wir im Folgenden mit dem Abdruck einiger Erinnerungen von Jan Dix im „Originalton“ unterstreichen.

Jan Dix

Das Heben und Bewahren meiner Erinnerungen an das Haus während der Renovierung 2012 und 2013 war auch für mich eine spannende Phase. Etliche Fragen wurden mir gestellt, von den Mitarbeitern der Denkmalpflege, den Wissenschaftlern, Historikern, Restauratoren, den Architekten im Haus und im Garten und nicht immer hatte ich das Gefühl, dass sie meiner Erinnerung trauten, bis sich unter vielen Farbschichten dann doch meine Erzählung bestätigte.

1 Die Baustelle im Winter 1935/36.



Die Baustelle

Meine ersten Bilder von unserem Haus in Hemmenhofen stammen von unserem Besuch der Baustelle im Winter 1935/36 von Randegg aus (Abb. 1). Wir, das heißt meine Eltern Otto (1891–1969) und Martha (1895–1985), meine Schwester Nelly (1923–1955), mein Bruder Ursus (1927–2001) und ich (*1928), waren mit dem Taxi gekommen, da wir damals noch kein eigenes Auto besaßen. Es gab noch keine Zufahrt zum Haus, sie wurde erst in späteren Jahren fertiggestellt. Und so parkten wir auf dem Obersträßle, dem heutigen Otto-Dix-Weg.

Um das Haus stand ein riesiges Gerüst aus Holzstangen, mit einem Aufzug, um Steine und Mörtel für den Bau nach oben zu bringen. Die Baustelle muss von der gegenüberliegenden Schweiz aus ein beeindruckender Anblick gewesen sein, jedenfalls ging dort das Gerücht um, es werde ein riesiger Bunker gebaut.

In dem steilen Hang war mit Schaufeln und Schubkarren zunächst eine Plattform geschaffen worden, dann begann man mit dem Aushub für den Keller (Abb. 2). Der reine Sand aus der Baugrube wurde einfach vor der Baustelle zu einer steilen Böschung abgekippt. Die Grube reichte an ihrer tiefsten Stelle bis auf den Molasse-Sandstein hinab. Darauf wurde der Keller gegossen und dann mit

dem Mauern begonnen, bis sich herausstellte, dass die Ziegelsteine Salpeter enthielten. So mussten die ersten Mauern wieder abgebrochen und neue Steine besorgt werden.

Nur über schwankende Planken konnte man von der Bergseite in den Rohbau des Hauses gelangen, da die schöne von meinem Vater entworfene Treppe noch bei der Zimmerei Hangarter in Wangen in Arbeit war. Es roch nach Mörtel und frischem Holz. Die Holzböden fehlten, und so sah man zwischen den Balken die Füllung aus Schlacke, was mich mit meinen damals sieben Jahren irgendwie verwunderte. Die Räume des oberen Vorplatzes und des Ateliers waren erschreckend groß und leer. Man zeigte uns Buben unser zukünftiges Zimmer mit dem Fenster und der großen Balkontür zum See und der schönen, damals ganz unverbauten Landschaft. Ein friedlicher Anblick, der uns vorfreudig stimmen sollte.

Die Landschaft der Höri

Die Höri war zu dieser Zeit eine noch ausschließlich landwirtschaftlich geprägte Gegend (Abb. 3). Zauberhafte Dörfer mit Fachwerkhäusern, auf deren ungepflasterten Straßen die Hühner scharrtten. Die Bauern zogen ihre Karren und Pflüge mit Kühen. Die Wiesen, Felder und Wälder wurden intensiv bewirtschaftet. Die Landschaft war so geputzt, dass man von Hemmenhofen bis Wangen einen freien Blick hatte. Das Schilf wurde zu Matten für die Bauwirtschaft verarbeitet oder als Streu geschnitten. Die Fischer hatten wunderbare Holzboote, reiche Fänge und sie trockneten ihre Netze am See, wo die von Weiden und Pappeln beschatteten Ufer in natürlichen Übergängen ins Wasser



ausliefen. Wo man damals auch hinschaute, man sah das, was man „malerische Ecken“ nennt.

Wer nicht in der Landwirtschaft, im Handwerk oder als Fischer arbeitete, fuhr von Gaienhofen mit dem Kursschiff oder direkt mit dem eigenen Boot hinüber in die Schweiz, wo es kleinere Fabriken gab.

In dieser Umgebung entstand 1936 das eigentlich eher städtische Atelier-Haus meiner Eltern (Abb. 4) mit seinem heute selbstverständlichen, damals zumindest auf dem Land aber vollkommen neomodischen Komfort: Telefon, Badewanne, einer eigentümlichen Waschmaschine und einer Wäschepresse, Kühlschranks, Staubsauger, Zentralheizung, fließend Warmwasser und etwas später auch mit einem nagelneuen Opel Super 6 Cabrio. Ein Architekt aus Dresden, Arno Schelcher, hatte das Haus geplant. Ob er es je gesehen hat, weiß ich nicht. Ein Kollege aus Singen übernahm die Bauleitung. Mein Großvater mütterlicherseits war

2 Aushub der Plattform für den Bau des Hauses 1935/36.

3 Hemmenhofen am Untersee mit dem Schweizer Ufer, ca. 1935.

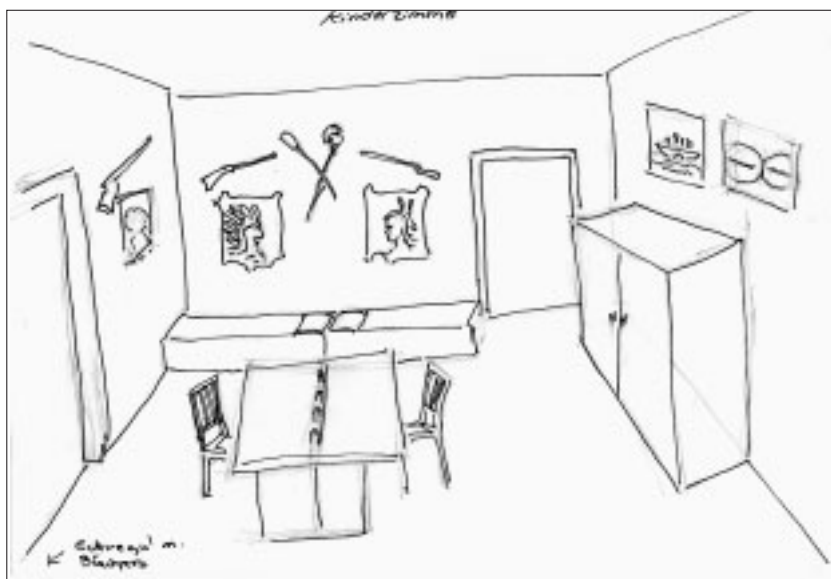


4 Das Dix-Haus nach der Fertigstellung 1936. Jan, Ursus und Otto Dix.



um diese Zeit gestorben, und erst die Erbschaft ermöglichte meiner Mutter, der „Frau Prof. Otto Dix“, wie sie in der Bauakte genannt wurde, dieses große Haus zu erbauen. Neben ihrer großbürgerlichen Herkunft dürfte ein Grund für die Herrschaftlichkeit des neuen Hauses sicherlich ihr Bedürfnis gewesen sein, mit dem flüchtigen Geld etwas Nachhaltiges zu erwerben. Die Weltwirtschaftskrise war noch immer sehr präsent, die nächste Krise zeichnete sich bereits ab. Darum kauften meine Eltern auch weiteres Land rund ums Haus, Grundstücke am See, Wald und auch Felder. Man wollte sich für Krisen aller Art absichern. Im neuen Haus waren die Räume in verschiedenen Farben gestrichen. Unsere Zimmer wurden zum

5 Skizze zum Kinderzimmer Jan und Ursus Dix. Zeichnung von Jan Dix 2013.



Beispiel, wie wir es uns gewünscht hatten, grün. Auch die Betten und Möbel, die wir aus Dresden mitgebracht hatten, wurden grün bemalt. Meine Mutter und später auch meine Schwester bemalten gerne Möbel mit Fantasie und Geschick. Meine Mutter war es auch, die immer wieder zum Umgestalten der Räume anregte. So wurden oft die Möbel umgestellt, umgestrichen, die Bezüge und Vorhänge geändert und natürlich die Bilder umgehängt. Deshalb wurden auch bei der Untersuchung der Denkmalpflege verschiedene Farbfasungen der Wände gefunden. Und es war für die Innenarchitekten und die Handwerker eine große Herausforderung, aufgrund der Fotos und meiner Erinnerungen die Einrichtung, die sich im Laufe der Jahre immer wieder gewandelt hatte, zu verfolgen. So war es auch notwendig, anhand von Skizzen die großenteils nicht mehr verfügbaren Originalmöbel für das Museumskonzept nachzuvollziehen (Abb. 5; 6).

Heizgeschichten

Meine Eltern ließen im neuen Haus in Hemmenhofen eine moderne Zentralheizung einbauen. Ein großer Heizkessel und ein kleiner Kessel für den Sommerbetrieb wurden mit Koks beheizt, was einen riesigen Kohlebunker für 300 Zentner erforderlich machte. Diese Anlage nahm schon ein Viertel der Kellerräume ein. Der Koks wurde von außen durch einen Schacht in den Keller gefüllt und bis ins Jahr 1939, als die Zufahrtsstraße endlich fertiggestellt war, noch in Säcken die steile Treppe

zum Haus hochgetragen. Das Feuern übernahm mein Vater. Später, nachdem mein Bruder Ursus und ich entdeckt hatten, was für eine nützliche Anlage so eine Feuerstelle ist, hatten wir Jungs viel Vergnügen an dieser Arbeit. Mit einer mächtigen Schaufel wurde der Kessel gefüllt und wenn die Glut bis oben durchgedrungen war, begannen wir mit unseren Schmelzversuchen. Die starke Hitze war ideal zum Schmelzen von Blei und Zinn für all unsere Metallgusseexperimente. Aber auch zum Glühen von Eisen und Silber, beispielsweise um aus einem alten 5-Mark-Stück eine Schale zu hämmern.

Mit Kriegsbeginn wurden die Lieferungen von Koks immer spärlicher und so ließ sich mein Vater einen großen Kanonenofen ins Atelier stellen und heizte ihn mit den restlichen Kohlen (Abb. 7). Als die zur Neige gingen, machte er mit Holz und Brikkett weiter. Irgendwie muss man bei der Planung des Hauses doch Krisenzeiten wie diese einkalkuliert haben (Abb. 8), denn es gab vier Kamine im Haus, die es uns ermöglichten, die Zentralheizung stillzulegen. Einzelne Holzöfen in den Zimmern sorgten nun für spärliche Wärme, die Halle, das Esszimmer und das Musikzimmer blieben kalt, bis auf die Tage, an denen der offene Kamin in der Halle geheizt wurde.

Da auch die Warmwasserversorgung ausfiel, wurde das Baden zum Problem. Glücklicherweise gab es unten in der Waschküche noch eine Badewanne, und nun wurde im großen Waschkessel, früher ein unverzichtbares Requisite in jedem Haus, Wasser erhitzt und in die Wanne gefüllt. Das war mir kleinem Faultier natürlich zu umständlich, und so setzte ich mich einfach in den großen Waschkessel, solange das Wasser noch nicht zu heiß war. Es war schon ein eigentümliches Gefühl: Das brennende Feuer unter mir, dachte ich an den hl. Veit, wie er im Kessel mit siedendem Öl sein Martyrium erlitt, oder an irgendwelche Witze über Kannibalen, die gewöhnliche Forschungsreisende auf diese Weise zuzubereiten liebten.

Wie bitter die Heizsituation in unserem großen Haus dann in den Jahren nach dem Krieg wurde, verrät ein Brief, den meine Mutter im November 1946 an unsere Freunde, den Landeskonservator Adolf Rieth und seine Frau, in Tübingen schrieb: „Dabei ist es ja momentan bei uns nicht gerade komfortabel. Das ganze Haus ist ungeheizt, wir hausen in Nellys Zimmer als dem kleinsten somit am erfolgreichsten zu erwärmenden mit dem kleinen Kanonenöfchen und dem neuesten Holz, das uns allein zur Verfügung steht. Wir sitzen uns dergestalt gegenseitig auf der Pelle, dass wir abwechselnd spazieren gehen, damit man wenigstens manchmal alleine sein kann und sich nicht schon am Anfang des Winters auf die Nerven fällt. Erschwerend natürlich, dass mein Mann vorläufig



mangels eines Ofens nicht malen kann. Wir haben ihn dazu gebracht, uns zur allgemeinen Erheiterung Fritz Reuter vorzulesen, was er wider alles Erwarten geradezu wunderbar kann. Aber schließlich ist das nicht sein Lebenszweck.“

Noch drastischer beschrieb es Nelly, meine Schwester, mit ihrem unerschütterlichen Humor. Aus dem „Palais des Präsidenten des südwestdeutschen Kulturrings“ schreibt sie im Februar 1947 an die Rieths: „Wir können vom ganzen Haus nur ein Zimmer heizen, nämlich meins, in dem sich dann die ganze Familie samt Mädchen und Mops auf die Nerven fällt. Im ganzen Haus ist das Wasser eingefroren, und wenn es taut, liegen 300 Liter Wasser im unteren Stockwerk herum, die alle durch den Atelierfussboden geloffen sind. Unser Mädchen geht am nächsten ersten, Mord und Totschlag sind an der Tagesordnung, das ist wohl auch

6 Jan Dix zu Besuch auf der Baustelle 2013.



7 Otto Dix 1947 in seinem Atelier an der Staffelei.



8 Martha und Otto Dix mit Jan etwa 1947.

9 Die Familie im Wohnzimmer circa 1953.



kein Wunder, denn wo ich regiere, wächst nicht mehr viel Gras. Es ist also besser, Ihr verschiebt Euren Besuch noch etwas, bis die Reste unserer einst zahlreichen Familie (wenn nämlich unser Holz Ende Januar zu Ende geht, erfrieren wir vermutlich, oder wir verhungern, da wir nicht elektrisch kochen dürfen und anders mangels Holz nicht können) wieder im Stande sind wie eh und je brüllende Freude über Euren Besuch zu empfinden“.

Ein Schwimmbad ohne Wasser und andere Ideen

Meine Schwester war mit ihren vielseitigen Begabungen unermüdlich am Dichten, Malen, Kochen, Backen, Schneidern und erfüllte das Haus mit ihrem unbeschreiblich lebendigen und zauberhaften Geist, während wir heranwachsenden Burschen trotz Kälte und Hunger genug Kräfte entwickelt haben müssen, um beispielsweise 1943/44

den Plan in Angriff zu nehmen, ein Schwimmbad im Garten zu bauen. Als das Loch schließlich groß genug gebuddelt war, konnten wir keine Ziegel zum Ausmauern auftreiben und mussten außerdem feststellen, dass der Wasserdruck nie ausgereicht hätte, es zu füllen. Auch bauten wir in dieser schlechten Zeit auf dem Speicher ein Boot, mit Schmuggelgedanken im Hinterkopf, die Jung und Alt damals mit Blick auf die Schweiz gerne hegten. Als das Boot fertig war, wurde uns klar, dass wir es durch die Speichertür und die enge Treppe niemals hinunterbringen würden. So musste es, etwas gestutzt, durch ein Speicherfenster heruntergehievt werden.

Noch im Krieg gab es Einquartierungen. Denen versuchte meine Mutter mit List zu entgehen, indem sie das Haus mit ihren eigenen Leuten füllte. So wohnte die Frau meines Halbbruders mit ihrer Tochter bei uns, während ihr Mann, später auch mein Bruder, am Ende auch mein Vater und ich, eingezogen wurden und später, unterschiedlich lange, in Gefangenschaft waren.

Ein Haus für die wachsende Familie

Trotz der Größe des Hauses wurde der Schnitt der Räume den wachsenden Ansprüchen der Familie im Lauf der Jahre mit ständig wechselnden Bewohnern – Personal, Hauslehrer, Gärtner, Partner der Kinder und dem Nachwuchs, dazu reichlich Besuch – nie gerecht (Abb. 9). Schließlich gab es nur ein Bad und eine zwar große, aber nicht günstig gelegene Küche. Die Zimmer im Dach waren klein und schlecht isoliert, was im Sommer ein noch größeres Problem darstellte als im Winter.

Als wir dann in den 1940er und frühen 1950er Jahren zeitweise mit Ehepartnern und Kleinkindern alle im Haus wohnten, ist es zugegangen wie in einem Taubenschlag. Allein die Wäsche fiel in riesigen Haufen an und wurde zeitweise, wegen rationiertem Wasser, Holz und Strom, sogar unten im See gewaschen.

In diese Zeit datieren auch die Berichte von Bauern und Handwerkern, die sich gegen Speck, Kartoffeln, Kohle und gelegentlich auch Bargeld schon mal ein oder zwei Dix-Gemälde aussuchen durften, die freilich eigens für diesen Zweck gemalt wurden. Nelly nannte diesen Tauschhandel „Schinken gegen Schinken“.

Der Garten

Die Kriegs- und ebenso die Nachkriegszeit waren trotz oder vielleicht gerade wegen der großbürgerlichen Wohnverhältnisse keine leichte Zeit, und wir waren froh, Gemüse und Obst im großen Garten anpflanzen zu können. Am warmen Südhang gedieh es prächtig. Der Gemüseanbau meiner

Mutter war zeitweilig so erfolgreich, dass sie Tomaten, Auberginen und Paprika in ein Feinkostgeschäft nach Singen lieferte. Mitte der 1950er Jahre wichen die Gemüsepflanzen dann wieder den Blumen im Garten. Im Haus wurde es ruhig. Meine Schwester war allzu jung gestorben, ihre kleine Tochter Bettina zurücklassend, und wir, die Söhne, waren im Studium und Beruf, mein Bruder als Restaurator erst in England, dann in Kanada, und ich erst als Musiker am Konservatorium in Konstanz, dann als Gold- und Silberschmied an der Akademie in München.

Fasnacht

Inspiziert durch die legendären Künstlerfeste der 1920er Jahre in Berlin und Dresden, aber auch die Fasnachtsfeste von München und die alemannische Fasnacht gab es bei unseren Besuchen zu Hause gelegentlich gut besuchte Feste mit Live-Musik und viel Getränk. Die Wandmalerei in den Kellerräumen war eine spontane Idee zu einem Fasnachtsfest 1966. Pigmente gab es im Regal im Atelier in allen Abstufungen in Glasbehältern. Mit Binder angerührt ergab es die Farbe für die fantasievollen Dekorationen auf den weiß gekalkten Wänden, die meinem Vater, dem gelernten Dekorationsmaler, nicht schwer fielen. Durch den Einbau der Bibliothek um 1970 verschwanden sie hinter Regalwänden und kamen im Rahmen der Renovierung 2012 überraschend wieder zum Vorschein.

Der Anbau

Trotz unserer regelmäßigen Besuche machte sich Langeweile im Leben meiner Mutter breit, ein für sie ganz unmöglicher Zustand. Sie liebte Gesellschaft, angeregte Gespräche, Lesen, Musik, Tanz und Feste, und mein bisweilen sehr mürrischer Vater bot ihr sicher nicht die Geselligkeit, die sie brauchte.

So bearbeitete sie meine zweite Frau und mich zu Anfang der 1960er Jahre, unsere Zelte nicht wie unsere Freunde und Studienkollegen um München herum aufzuschlagen, sondern mit unserer kleinen Familie an den See zu kommen. Um uns anzulocken, entwickelte sie die Idee, das Haus etwas zu erweitern, damit wir wieder unter einem Dach wohnen konnten. So wurde die ehemalige Garage zu einer kleinen Wohnung ausgebaut. Auf dem Dach des Anbaus entstand eine riesenhafte Terrasse, und im Keller richtete ich mir meine Werkstatt ein. Mein Vater stand diesen Plänen eher distanziert gegenüber – während dieser Zeit richtete er an meine Mutter das in meiner Familie immer noch geflügelte (und gefürchtete) Wort: „Bau Du nur!“, was seine ideelle und materielle Loyalität während der Bauphase ausschließen sollte.

Nur wenige Monate blieben wir dort, weil wir uns unweit ein eigenes Zuhause einrichteten, und so lebten meine Eltern zusammen mit meiner heranwachsenden Nichte nun doch allein im großen Haus. Mein Vater malte bis zuletzt täglich im Atelier, während meine Mutter oft stundenlang auf ihrem Flügel spielte.

Nach dem Tod meines Vaters blieb sie noch einige Jahre zusammen mit einer Hausdame hier, um schließlich meiner Nichte nach Südfrankreich zu folgen, wo sie 1985 89-jährig gestorben ist.

Nun steht das Haus wieder fast so „frisch“ wie 1936 da. Tausende Besucher sind seit seiner Wiedereröffnung im Juni 2013 dem neuen Konzept des Kunstmuseums Stuttgart und der Landesdenkmalpflege gefolgt und lassen sich die Geschichte unserer Familie erzählen. Sie ist vor allem die Geschichte meines Vaters. Der Geschichte eines Malers, dem sein Werk und dessen Botschaft das Wichtigste im Leben war, weshalb er seine Heimat, trotz der Bedrohung, die von ihr ausging, nie verlassen wollte (Abb. 10).

*Jan Dix
Klosterplatz 8
78337 Öhningen*



10 Otto Dix zeichnend in seinem Garten.